

## **Predigt zu Misericordias Domini, 19.04.2026 (Pfrin Bettina Kretz)**

### **„No Kings!“ (1 Petrus 2,18–25)**

*Menschen stehen dicht gedrängt auf den Straßen, Tausende, Zehntausende, Schilder, die hochgehalten werden, begleitet von lauten, entschlossenen Rufen. Auf vielen dieser Schilder steht: No Kings! – „Keine Könige!“ Diese Bilder hat uns das Fernsehen schon zwei Mal aus den USA übertragen.*

Ein kurzer Slogan voller Geschichte. „No Kings – wir wollen keine Könige und wir brauchen keine Könige!“ Der Slogan greift eine alte Erfahrung auf: Macht kann sich verdichten, sich verselbständigen, denn sie dazu neigt, sich selbst zu überhöhen, ihre Grenzen zu sprengen, maßlos zu werden. Wer so ruft, artikuliert seinen Zorn auf Machthaber, die sich zum Maß aller Dinge aufschwingen, sich inszenieren, als seien sie allmächtig. Es ist ein kräftiger, lautstarker Widerstand gegen Machthaber, die in ihrem politischen Handeln ihre Allmachtsfantasien verwirklichen wollen. „No Kings!“ – das ist der Wunsch nach Begrenzung von Macht.

Auf diesem Hintergrund hören wir hören wir aus dem ersten Petrusbrief – wie aus einer ganz anderen Welt (Mahnungen an die Sklaven, 1 Petrus 2, 18-25):

*18Ihr Sklaven, ordnet euch in aller Furcht den Herren unter, nicht allein den gütigen und freundlichen, sondern auch den wunderlichen. 19Denn das ist Gnade, wenn jemand um des Gewissens willen vor Gott Übel erträgt und Unrecht leidet. 20Denn was ist das für ein Ruhm, wenn ihr für Missetaten Schläge erduldet? Aber wenn ihr leidet und duldet, weil ihr das Gute tut, ist dies Gnade bei Gott.*

*21Denn dazu seid ihr berufen, da auch Christus gelitten hat für euch und euch ein Vorbild hinterlassen, dass ihr sollt nachfolgen seinen Fußstapfen; 22er, der keine Sünde getan hat und in dessen Mund sich kein Betrug fand; 23der, als er geschmäht wurde, die Schmähung nicht erwiderte, nicht drohte, als er litt, es aber dem anheimstellte, der gerecht richtet; 24der unsre Sünden selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, damit wir, den Sünden abgestorben, der Gerechtigkeit leben. Durch seine Wunden seid ihr heil geworden. 25Denn ihr wart wie irrende Schafe; aber ihr seid nun umgekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.*

„Ihr Sklaven, ordnet euch in aller Furcht den Herren unter, nicht allein den gütigen und freundlichen, sondern auch den wunderlichen.“ – Wir spüren die Spannung: Dort in den USA der Protest gegen die Konzentration der Macht auf einen Anführer – hier eine Mahnung zur Unterordnung, die sogar den ungerechten Herrn einschließt, was uns modernen Menschen doch etwas befremdlich vorkommt.

Stellen wir uns zunächst die Szene vor, in die hinein dieser Brief geschrieben ist:

*Keine Demonstration, kein Protest, keine Öffentlichkeit – dafür ein Haus, vielleicht ein Innenhof; darin ein Mensch, der arbeitet, dient, gehorcht. Ein Mensch, der nicht frei ist. Ein*

*Mensch, der ein Ding ist, der Besitz ist eines römischen Herrn. Ein Mensch, Willkür und Misshandlung jeder Zeit ausgesetzt.*

Im Römischen Reich war Haussklaven normaler Bestandteil der Gesellschaft. Ihr Alltag war geprägt von Abhängigkeit, von der ständigen Gefahr, ungerecht behandelt, ja getötet zu werden, ohne sich wirksam wehren zu können. In genau diese Wirklichkeit hinein spricht der Text. Sich zu wehren, hätte sogar fatale Konsequenzen gezeitigt. Es war nicht klug, aufzubegehren.

Mitten in der Szene tritt ein weiterer auf:

*Er scheint selbst wie ein Sklave zu sein: Einer, der jedenfalls nichts Unrechtes getan hat, aber trotzdem gedemütigt wurde. Er schlug nicht zurück, schalt nicht zurück, drohte nicht, als er litt. Er leidet selbst und ist zugleich der, der aus der Unterdrückung befreit – durch sein Kreuz.*

An die Stelle des Herrn, der seine Sklaven unterdrückt, tritt einer, der für alle leidet, um die, die unterdrückt werden, zu befreien. Er ist der eigentliche Herr: Christus.

Unter dieser Zusage nun verändert sich die Wirklichkeit des Leidenden grundlegend. Die sozialen Machtverhältnisse bestimmen nicht mehr allein das, was in Haus und Hof geschieht. Die Beziehung zu Christus verschiebt die Verhältnisse. Und so verändert sich die Szene:

*Der Sklave ist nicht mehr nur der, der unten steht. Er ist verbunden mit Christus. Sein Leiden steht nicht mehr allein im Raum. Es steht im Licht des Kreuzes. Jesus hängt am Kreuz – ausgeliefert, verspottet, ohnmächtig. Und genau dort ist Gott. Gott, der den Sklaven sieht und kennt.*

Das widerspricht allem, was wir erwarten. Wir suchen Gott lieber dort, wo Stärke regiert, Erfolg, Einfluss. Aber hier ist er: im Leiden, in der Ohnmacht, in der Liebe, die nicht zurückschlägt. Das ist die große Entlarvung derer, die sich über sich selbst erheben. Im Licht des Kreuzes steht jede Form von Macht, die sich selbst absolut setzt, unter dem Gericht Gottes (V23). Jeder Form von Macht ist der Anspruch genommen, das Letzte zu sein.

Der Glaube an diesen leidenden Christus geht also weit über den Ruf „No Kings“ hinaus. Nicht nur bestimmte Formen von Machtausübung erscheinen von daher problematisch; sondern es wird infrage gestellt, inwieweit menschliche Macht sich selbst zum Maßstab machen kann. Denn Gott selbst hat sich anders gezeigt: Nicht als der, der sich auf den Thron setzt, sondern als der, der sich hingibt.

Damit entsteht eine weitere Spannung. Wie lässt sich diese Perspektive mit der Erfahrung von Unrecht verbinden? Unrecht einfach schweigend zu erdulden kann kein gangbarer Weg der Gerechtigkeit sein.

Die reformatorische Tradition hat hier eine wichtige Unterscheidung getroffen: sie unterscheidet zwischen dem weltlichen und dem geistlichen Bereich oder „Regiment“. Im weltlichen Bereich geht es um Recht, Ordnung, den Schutz vor Gewalt, die den Menschen zerstört. Damit die Schwachen geschützt werden, braucht es Herrschaft und Macht; sonst würden die Schafe von den Wölfen gefressen. Unrecht soll beseitigt werden, gerechte

Verhältnisse sollen entstehen. Aber die Macht muss begrenzt werden; wenn sie keine Grenzen kennt, dient sie nicht mehr dem Recht, sondern vervielfältigt das Unrecht und schafft Zerstörung. Der Protest gegen autoritäre Tendenzen, das Engagement für die Würde von Menschen – all das hat hier seinen Ort und seine Berechtigung. Im geistlichen Bereich hingegen stellt sich eine andere Frage: Wer bin ich – vor Gott? Und die Antwort des Petrusbriefes lautet: Einer, für den Christus gelitten hat. Nicht deine Rolle bestimmt dich. Nicht das, was andere dir antun. Nicht einmal das, was du selbst schuldig wirst. Sondern das, was Christus für dich getan hat.

Daraus erwächst eine seltsame, paradoxe Freiheit. Eine Freiheit, die nicht davon abhängt, ob ich mich durchsetzen kann. Eine Freiheit, die nicht zerbricht, wenn ich ungerecht behandelt werde. Eine Freiheit, die einen anderen Weg eröffnet: Ich muss nicht zurückschlagen, um Mensch zu bleiben. Ich kann widersprechen, wo es nötig ist. Ich kann aushalten, wo ich nichts ändern kann. Und ich kann mich weigern, Unrecht mit Unrecht zu beantworten.

Im Petrusbrief geht es gar nicht nur um die großen politischen Fragen, vielmehr ist unser Alltag angesprochen – Situationen, in denen wir uns übergangen fühlen, nicht gehört, nicht gesehen werden; diejenigen Momente, in denen uns jemand kränkt und alles in uns sagt: „Schlag zurück!“ Beziehungen, in denen wir feststecken, Erfahrungen, in denen wir ohnmächtig sind. Dort stellt sich die Frage: „Was bestimmt mich? Die Kränkung? Oder Christus?“

Der Text gibt keine einfache Regel an die Hand; er eröffnet aber einen Raum, in dem eine andere Form des Handelns möglich wird. Eine Haltung, die weder im bloßen Ertragen aufgeht noch im reflexhaften Gegenschlag. Eine Haltung, die unterscheiden kann, wann Widerspruch nötig ist – und wann es darum geht, sich nicht in die Logik der Verletzung hineinziehen zu lassen. Darin entsteht eine Freiheit eigener Art. Die Freiheit, sich nicht vollständig bestimmen zu lassen von dem, was einem widerfährt. Am Ende steht das Bild, das diesem Sonntag seinen Namen gibt:

„Ihr wart wie irrende Schafe; nun aber seid ihr zurückgekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen.“ Ein stilles Bild, kein triumphales Gegenbild zu den KI- Darstellungen der „Könige“ dieser Welt. Ein Hirte herrscht nicht, sondern wendet sich zu und übernimmt Verantwortung. Er kennt die Seinen – und wird von ihnen erkannt.

*Misericordias Domini* – die Barmherzigkeit des Herrn wird die Menschen nicht vor Unrecht bewahren. Aber sie garantiert, dass wir im Unrecht nicht verloren gehen. Am Ende hat nicht die weltliche Macht das letzte Wort. Und auch nicht das Unrecht. Sondern der, der für uns gelitten hat und lebt. Amen.